

Niemanden scheint die Reduzierung unserer Hochsprache auf ein grobes, teils verquollenes, teils aggressives Prekariatsnordisch zu bekümmern. Was derzeit in Süddeutschland und gerade in Bayern geschieht, bedeutet aber nichts Geringeres als eine – im Wortsinn – „Ent-Mündigung“ des angestammten, heimatlichen Sprechens. Das gilt sowohl für die Schwindsucht der Mundarten wie für die Verliederung des südlichen Hochdeutschen. Damit ist ein Herzstück unserer Identität bedroht.

Heute hat sich überall Leere eingenistet. Sämtliche deutsche Mundarten stehen eher mittel- als langfristig auf dem Aussterbeetat (Schlesisch und Ostpreußisch etwa sind bereits unwiderruflich verschwunden). Wenn im Folgenden das Bairische als Beispiel dient, ist damit keine Minderschätzung des Fränkischen oder Schwäbischen verbunden. Alle Mundarten sind gleichen Ranges – sofern sie nicht anmaßend dort auftrumpfen, wo sie nicht hingehören. Das Sterben angestammten Sprechens im Freistaat wird seit Jahrzehnten von ironischem Belächeln, achselzuckendem Ignorieren, klammheimlicher Freude und kopschüttelndem Leugnen begleitet. Der „Bericht über die Pflege und den Erhalt der in Bayern gesprochenen Mundarten“ der Staatsregierung vor einigen Jahren zeichnete, wie zu erwarten war, ein überaus rosiges Bild. Es hat ebenso wenig Bezug zur deprimierenden Realität wie die Beschwichtigungen von Linguisten, die nur einen harmlosen Wechsel „von Erdpäfi zu Kartoffli“ konstatieren, um anschließend ihr „Maß!“ zu trinken.

Vom Fichtelgebirge bis zur Salurner Klause, vom Lechrain bis zum Neusiedler See sind knapp ein Fünftel aller Deutschsprachigen in einem Dialektraum beheimatet, dessen Idiom zu den ältesten noch vitalen Sprachvarianten Mitteleuropas zählt. Darin sind im Alltag Worte des Gotischen noch ebenso lebendig wie bis vor kurzem der griechischen Antike (so mit den Wochentagen „Irlta“ und „Pfinzta“). In keinem anderen deutschen Dialekt ist die mediterrane Antike mit Aberduztenden Worten noch so überraschend präsent – schließlich gehörte Altbayern diesseits des Limes zum römischen Weltreich. Davon

## Rote Beete? Rote Rübe!

zeugte zweitausend Jahre lang sogar der Ruf der Bauern an die Zugtiere: Das „Wiah“ ist nichts anderes als „via“ gleich los, gradaus. Wir besitzen, so die vergleichende Dialektologie, „ein völlig anderes Lautsystem als das Hochdeutsche und die anderen deutschen Dialekte. Vor allem die Norddeutschen ... sind demgegenüber quasi artikulatorische Sprachkrüppel.“

Freilich gewann mit der Reformation das „Lutherdeutsche“ die Oberhand, von Jacob Grimm als „protestantischer Dialekt“ erkannt. Der Kasseler Gymnasiallehrer Konrad Duden vereinheitlichte Rechtschreibung und Wortschatz unter massiv nördlichen Vorzeichen. Das spiegelt sich bis heute im bundesrepublikanisch standardisierten Duden-Deutsch, das eine Vielzahl von Wörtern der süddeutschen Hochsprache ignoriert oder mit dem Vermerk „bayrisch“ abstempelt. Ähnlich legte der Greifswalder Germanist Theodor Siebs im Auftrag der preußischen Regierung 1898 eine „deutsche Bühnenhochsprache“ fest. Ihr liegen völlig willkürlich die niederdeutschen Lautwerte zugrunde, beispielsweise der jedes Sprachsensiblen widerwärtige „Könich Ludwig“. Duden und Siebs haben ihre Mission erfüllt: Korrektes Deutsch wird seitdem mit Norddeutsch gleichgesetzt.

So hat etwa der Sachse Genscher als Innenminister einst seinen „Fleischer“ zur Norm erhoben und den von Köln bis Bozen gebräuchlichen Metzger alias Macellarius gemeuchelt, der offiziöse Klempner hat den Spengler verdrängt,

## Fleischer? Metzger!

der Schornsteinfeger den Kaminkehrer, der Bulle den Stier. An die Stelle der zweifellos hochdeutschen „roten Rüben“ trat das groteske Kunstwort der „Roten Beete“. Nur wenige süddeutsche Varianten haben sich gegen solchen Sprachimperialismus behauptet, etwa der „Sams-tag“ statt des hilflosen „Sonnabend“ (und das Füllsel „halt“).

Die Verachtung der einheimischen Mundarten durch die Zugezogenen hat inzwischen auch zu einer Bedrohung der daraus organisch erwachsenen süddeutschen Hochsprache geführt. Damit ist das hierzulande seit jeher gebräuchliche, dialektbasierte, aber laborierte, wohl lautende Idiom der mittleren und höheren Schichten gemeint, das mit individuellen Varianten vom Prinzregenten einst genauso gesprochen wurde wie vom städtischen Beamten, Unternehmer und den Honoratioren auf dem Land. Es ist durch kodderschnauziges Genördel ebenso bedroht wie unsere Lokal- und Regionalmundarten durch ein gekünsteltes Pseudobairisch der Medien und der Münchner Bussi- und Stussi-Gesellschaft. Für eine lebfrische, der stetigen Weiterentwicklung fähige Heimatsprache bedürfte es der Erhaltung und Pflege beider Sprachebenen. Die Prognose der Wissenschaft ist freilich wenig ermutigend. Sie sieht das rudimentäre Restbairisch Münchens mittelfristig als „Standardbairisch“, das entlang der Verkehrswege weitere städtische Sprach-



Gott mit dir, du Land der BayWa? Diese Garage steht nicht in Bayern, sondern in Haselünne. Das liegt in Niedersachsen, woher das Hochdeutsche stammt.

Foto dapid

# Könich Ludwig lebt hier nuch mehr

Linguistik als Heimatkunde: Der galoppierende Verfall der gesprochenen Sprache scheint niemanden zu kümmern. Eine Polemik.

Von Reinhard Wittmann

inseln erfasst und von dort aus (vor allem auch durch die Pendler) in das jeweilige Umland sickert. Hinter ihm drängt sich das nördliche Standardidiom aufdringlich heran.

Tatsächlich haben mindestens zwei Elterngenerationen erfolgreich versucht, ihren Kindern das natürliche Bairisch zu verbieten, in der festen Überzeugung von Mundart als Hemmschwelle für sozialen Aufstieg. Junge Ehepaare treiben ihren Kindern das angestammte Reden aus, damit der Bub oder das Dirndl je nach Naturell unbeholfen oder affektiert

## Da geh ich von aus?

auch jenen Stümmeljargon beherrschen soll, mit dem es die Krawuttkes von nebenan so herrlich weit gebracht haben – nämlich bis nach Bayern. Seinen Kindern die Hochsprache nahezubringen und zugleich ihren Dialekt als Herzstück ihres Heimatgefühls zu fördern, ist so stolz darauf zu machen, wäre ein Hauptbeitrag zum Überleben bairischer Identität. Das Ladenhüter-Argument, dass dialekt sprechende Kinder und Jugendliche vermehrte Schulprobleme besäßen, ist sowohl von zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen entkräftet als auch durch die jüngste Entwicklung widerlegt – nachdem Bairisch im Münchner Raum fast verschwunden ist, haben hier Rechtschreibschwächen und Legasthenie keineswegs stark abgenommen, im Gegenteil. In der dialektgeprägten Schweiz müsste nach solcher Logik nackter Analphabetismus vorherrschen.

Im Schulalltag ist die Aufordnung längst vollzogen. Der „Erstklässler“ (der in der ersten Klasse hoffentlich erstklässige Ergebnisse erzielt) hat den vertrauten „Erstklassler“ verdrängt, der peinlich maskuline Einser, Zweier und so fort sind durch die auch genderpolitisch korrekte feminine „Eins“ mit dem Plural „die Einsen“ abgelöst, auf das langvokalig gemütlische „Mathes“ ist das kurz belende „Mathe“ gefolgt. Im Gegensatz zum uralten hochdeutschen Buben – der Bayer ruft seinen Sohn exakt wie der Lateiner: „Bua“ („puer“) – ist vielmehr der nun auch im Süden allgegenwärtige „Junge“ ein Surrogat, dessen Durchsetzung ist besonders am Herzen lag („Hitlerknabe“ oder „Hitlerbub“ klangen zu wenig nordisch). Der immerhin hochdeutsche „Junge“ wird auch hierzulande schon von „Jungs“ und „Jungens“ verdrängt.

Zahllose Lehrkräfte haben sich auch auf dem Land in den Dienst der Nordmission gestellt. In Miesbach verbietet eine Grundschullehrerin aus Sachsen den Kindern strengstens jedes bairische Wort, in Berchtesgaden überwies eine Lehrerin aus Schleswig-Holstein einen Mundart sprechenden Buben an die Sonderschule, weil sie ihn nicht verstand, am Gymnasium Tutzing wurde die einzige Dialektsprecherin ihrer Klasse vom

Deutscherlehrer über Jahre hinweg gehänselt und bloßgestellt, am Gymnasium Miesbach dekretierte eine zugezogene Lehrerin, wer bairisch spreche, sei gänzlich unfähig, Französisch zu lernen.

Ist das öffentlich-rechtliche Leitmedium im Freistaat Bayern das leuchtende Gegenbeispiel? Wie in allen audiovisuellen Medien hat sich beim Bayerischen Rundfunk als Leitlinie der Publikumsnähe durchgesetzt, statt vermeintlich steif-elaboriertem Hochdeutsch weitestgehend in allen Programmsparten Umgangssprache zu verwenden. Die einst sakrosankte Bühnensprache des Herrn Siebs ist passé. Allerdings sind nahezu sämtliche Normabweichungen keine legitimen süddeutschen Varianten, sondern massiv norddeutsche, also hierzulande ungehörige. Dafür eine Handvoll Beispiele, wie sie jeden Tag vielfach zu belegen sind: das als „ch“ gesprochene Schluss-„g“ nicht allein nach dem „i“, sondern nach sämtlichen Vokalen („der Zuch fährt seinen Wech jeden Tach“); die Verformung des korrekten „ch“ zu „sch“ („die Schemie hat eine Schangse in Schina“), von „pf“ zu „f“ (Fennich, Fingsten), „n“ zu „ng“ (Balkong, Säsong); die falschen Vokalisierung, norddeutschen Konsonantismus und falschen Verhältnisse („bei Nochtvint mit dem Ratt ins Batt“); das Verschlucken der Endsilben („wir könnn die Stauung zur Kenntnis nehmh“); falsche Betonungen, vor allem von regionalen Orts-, Straßen- und Eigennamen („am Prinzregentenplatz in Ruppolding wohnt Frau Hueber mit Herrn Ruderer“).

Die süddeutsche Variante des hochdeutschen „nicht“ ist das „net“. Stattdessen ist beim BR in gefühlten 98 Prozent das nördliche „nich“ zu hören, ebenso beim „nein“ das „nee“ oder „nöö“, nie aber das südliche „naa“, statt des Prono-

## Fingsten? Säsong?

men „ein“ niemals das südliche „a“, sondern stets das nördliche „ne“ und dergleichen viel mehr. Alle programmprägenden Leitfiguren in Hörfunk und Fernsehen befleißigen sich dieses Preußel-sounds. Gern auch zeigen sie ihre intellektuelle Souveränität durch Wendungen wie „Ich sach ma“ und „Da geh ich von aus“, „das bleibt außen vor“, „Wir gehen da hoch“, „in 2011“ und dergleichen. Keineswegs nur in Nachrichten und aktuellen Sendungen hat sich eine Sprachmelodie durchgesetzt, die stakatohaft, abgehackt, scharf zischend artikuliert und eine pseudodynamische, aufdringliche Kurzatmigkeit an die Stelle eines melodisch schwingenden, harmonischen Satzbaus setzt, bei Frauen gern auch in schrill-gepresstem US-Sound.

Ganze Wortfelder verschwinden zugunsten einer dominanten Vokabel nördlicher Idiomatik. Exemplarisch ist der triumphale Siegeszug des markigen „kucken“ in allen Medien (übrigens auch in

der Belletristik samt Übersetzungen). Binnen weniger Jahre so gut wie verschwunden sind schauen, sehen, blicken, betrachten, erst recht lugen – an ihrer statt bezeichnet überall und ausschließlich „kucken“, also die oberflächlichste, leerste, abgestumpfte Variante, jede optische Wahrnehmung. Als weiteres Beispiel solcher freiwilliger Selbstkastration sprachlicher Potenz sei nur noch die Nordvokabel „pusten“ genannt, die immer öfter das „blasen“ ersetzt – bald wird es wohl Pustemusik und Pusteeorchester geben. Besonders peinlich ist dieser Grundton eines lässig-locker gemeint ungepflegten Umgangsnördlich bei Reportagen „draußen im Lande“, wo aufdringliches Nordsprech auf eingeschüchertem „Originalton Süd“ trifft. Hier wird deutlich: Medium und Pub-

## Jungs? Knaben? Buben!

likum sprechen nicht mehr dieselbe Sprache.

Für Fernsehspiele werden malerische Groß- und Kleinstadt-Locations in Bayern gern genutzt, aber merkwürdigerweise sprechen sämtliche Darsteller nördlichen „Kuck ma“, „Genuch“, „Nee du“, „Iss’n das“-Jargon, bis auf einzelne ulkige Knallchargen und Pöbelstaffage, die man freilich aus Graz importiert hat, aber das merkt eh keiner, jedenfalls weder Regisseur noch Redakteurin. Dafür, dass auch sie zur Nie-Nee-Fraktion gewechselt sind, haben die beiden Wölchner „Tatort“-Kommissare jüngst wohl den Bayerischen Verdienstorden erhalten. Auch wenn für historische Szenen barockes Bairisch vonnöten ist, werden gern als Darsteller Wiener Schmähdler genommen. Über die peinlichen Zungenverrenkungen in „Dahoam is Dahoam“ sei geschwiegen. Bernhard Stör nannte sie treffend „Käferzeltchinesisch“. Auch der öffentlich-rechtliche Kinderkanal profiliert sich als penetrant nördliche Quasselsendung mit ausschließlichem Tschühüh-Geflöte. Und niemand nimmt Anstoß, wenn in der ARD-Serie mit Donna Leons venezianischen Krimis die Gattin des Commissario Brunetti (vorgeblich eine venezianische Aristokraten-tochter) den Mund öffnet: Diesem entquillt ein Schwall von „Nee’s“, „Nich’s“, „Kuck doch maaas“, als sei sie just von Prenzlauer Berg in die Serenissima eingeflogen worden. Man stelle sich den Skandal vor, wenn sie Münchnerisch reden würde! All dies aber stört in den Gremien niemanden – hier Einspruch zu erheben, verriet sie nur provinziellen Mangel an Weltläufigkeit.

Die Verantwortung für das Überleben der Mundarten nur auf Schulen, Medien oder Politiker zu schieben wäre müßig. Es ist die alltägliche Entscheidung jedes Einzelnen, sich dem gedankenlosen Gebrauch des anämischen Standarddeutsch, dieser nur vorgeblichen Hochsprache zu entziehen. Wie unsere Natur-

und Kulturdenkmäler ist auch unsere Heimatsprache kein selbstverständlicher Besitz mehr, sondern bedarf täglicher sorgsamer Pflege. Das kostet Anstrengung und Aufmerksamkeit, kostet vor allem Überwindung. Denn bei vielen von uns ist die Versuchung groß, voraussetzend in sprachliche Unterwerfungsgebärden zu verfallen, uns dem „Nich“- „Nee“- und „Nö“-Gequassel anzupassen. Es scheint in unsren Hirnen fest verankert, dass Preußeln gleichzusetzen ist mit höherem Sozialstatus, beruflicher Aufstiegsverheißung, mit Geld und Macht. Wir scheuen uns fast alle, einen Zugewanderten oder Gast scheinbar dadurch zu brüskieren, dass wir mit ihm mundartnah sprechen.

Es geht keineswegs darum, in jeder Lebenslage möglichst krachledern dazuerzuden. „Bairisch ist fein“, hat Josef Hofmiller betont, und zur Vielgestaltigkeit dieser Sprache, ihrer Lebenskraft und Wandlungsfähigkeit gehört eben auch, dass man sie anpassen kann. Mundartkenntnis sind auf jeden Fall kein Defizit, kein intellektueller Mangel, sondern das genaue Gegenteil: ein unschätzbare Plus an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, an situationsgerechter Kommunikation. Es ist ein künftig immer kostbareres Privileg, neben der blutleeren Standardsprache über ein Idiom zu verfügen, dessen Wurzeln so direkt in zweitausend Jahre alteuropäischer Geschichte hinabzuführen und das zugleich so herzerwärmend geeignet ist, feinste emotionale Reaktionen wiederzugeben, das die Spann-

## Klempner? Spengler!

weite von zärtlichen Schmusworten bis zur saftigen Gscherttheit besitzt. Zu der Eigenart und Schönheit dieses Landes gehört auch seine Sprache, gehören die besondere Melodie der Worte, der Rhythmus der Sätze, die Kraft der altgewohnten Bezeichnungen, die viele Jahrhunderte in unverwelkter Frische überdauert haben.

Mundart und mundartnahe Hochsprache fördern eine Identität des Überschaubaren, wehren sich gegen jeden totalitären Zugriff und jede mediale Uniformierung des Sprechens und Denkens. Nicht ohne Grund war und ist allen Diktaturen (auch den Nazis) die Mundart ein Ärgernis. Mundart kann mündig machen gegen Bevormundung. Kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe hat erkannt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele Atem schöpft.“ Wenn unsere bairische, fränkische, schwäbische Seele nicht mehr in der heimatlichen Mundart Atem schöpfen kann, wird sie den Erstickungstod sterben.

Reinhard Wittmann war langjähriger Leiter der Abteilung Literatur im Bayerischen Rundfunk und ist Honorarprofessor für Buchwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Judentum und Bioethik

## Perfektion

Seit Craig Venter vor zwei Jahren erstmals ein komplett künstliches Lebewesen hergestellt hat, boomt die synthetische Biologie. Kürzlich gelang es einer chinesischen Wissenschaftlerin nach jahrzehntelangen Forschungen, einen pflanzlichen Wirkstoff gegen Malaria aus einer Artemesiapflanze zu isolieren. Tu Youyou wurde dafür mit dem angesehenen Lasker-Award ausgezeichnet. Wollte man alle Malariaepidemien mit dem Stoff behandeln, wäre eine Anbaufläche von 70 000 Hektar notwendig, um die nötigen Mengen bereitzustellen. Es geht auch anders. Amerikanische Forscher haben ein künstliches Gengemisch, das Teile des Genoms des Korblütlergewächses enthält, in eine Bakterienhülle eingebracht. Das komplett synthetische Bakterium erweist sich als effektiver Lieferant. Mit der kommerziellen Herstellung des Malaria-mittels wird noch in diesem Jahr gerechnet.

Diese wissenschaftliche Erfolgsgeschichte nahm Shimon Glick, Arzt, Forscher und Spezialist für jüdische Medizinethik, zum Ausgangspunkt seiner Reflexionen über das Verhältnis von jüdischer Tradition zur synthetischen Biologie, die er anlässlich der Jahrestagung der Europäischen Gesellschaft für Philosophie in Nazareth vortrug. Trotz notorischer Differenzen und Streitlust jüdischer Schulen untereinander nahm er für sich in Anspruch, einen Konsens unterschiedlicher jüdischer Strömungen vorzutragen.

Ein Naturrecht griechisch-christlicher Tradition ist dem Judentum fremd. Im Talmud findet sich der Gedanke, die Welt sei von Gott unvollständig geschaffen, auf dass der Mensch das Werk vollende. Der Natur durch genetische Eingriffe auf die Beine zu helfen sei nicht verwerflich.

Uausgesprochen bleibt, was für Glick selbstverständlich ist: dass allein der empirischen Folgenabschätzung eine Schlüsselstellung bei der Bewertung von Eingriffen in die Natur zukommt. Auf die Irritationen der Debatte um die Zulässigkeit der Beschneidung Minderjähriger hierzulande ging Glick nicht ein. Er umging so die nahe liegende Frage, wie es denn im Lichte der von ihm vorgestellten Deutung der Tradition um das Beschneidungsgebot in dem hypothetischen Falle bestellt wäre, dass Wissenschaftler einmal den Nutzen der Vorhaut für ihre Träger belegen sollten. Man darf annehmen, dass der Schluss, Gottes Gebote könnten den Wechselfällen wissenschaftlicher Datenerhebung unterworfen sein, nicht durch den von Glick beanspruchten Konsens gedeckt ist.

Ausdrücklich wandte sich Shimon Glick gegen die pejorative Konnotation, die in dem Vorbehalt, der Mensch solle nicht Gott spielen, zum Ausdruck komme. Er illustrierte dies am Beispiel der aus Erzählungen jüdischer Tradition vertrauten Figur des Golem. Das aus unbelebtem Stoff komplizierte Wesen wird in den Berichten durch rituelle Bezeichnung mit Buchstaben besetzt. Eine Analogie des animierenden Effekts hebräischer Buchstabenfolgen für Sprache der Basenpaare im genetischen Code, deren jeweils neuartigen Arrangement das Wesen der synthetischen Biologie ausmacht, liegt nahe. Gegen die Schaffung eines Golem sei wie gegen die Kreation neuartiger Lebewesen aus jüdischer Sicht nichts einzuwenden. Es sei vielmehr Verpflichtung angesichts der Herausforderungen, die etwa die Verschmutzung der Umwelt oder die Verbreitung bislang nicht behandelbarer Krankheiten darstellten, die außerordentlichen Potentiale der synthetischen Biologie zu entwickeln. Zurückhaltung aus Furchtsamkeit, Gott ins Handwerk zu pfuschen, sei unangebracht. Die Probleme mit Golem-creaturen sind allein solche der Technikfolgenbeurteilung.

Um die steht es allerdings derzeit nicht zum Besten. Die Verschöpfung von Tierspezies in fremde Ökosysteme hat bisweilen desaströse Folgen gezeitigt. Die lassen sich auch bei der Schaffung synthetischer Lebewesen nicht ausschließen. Doch könne man sich, so Glick, die besonders in Europa verbreitete organisierte Ablehnung und Furcht etwa vor genetisch veränderten Nahrungsmitteln nicht länger leisten. Die Probleme, die zu lösen sich die synthetische Biologie anbietet, seien zu ernst und dringlich.

Glick gesteht ein, dass der Fortschritt kontrolliert werden muss. Es bedarf dazu supranationaler Regelungen. Allein auf die Selbstregulation der Wissenschaft zu setzen, wäre naiv. Während noch Albert Einstein angesichts der Übergriffe von Diktaturen auf den Gang der Wissenschaft für die unbedingte akademische Freiheit eintrat, gelte es jetzt, globale Transparenz zu schaffen und die Einhaltung der Übereinkünfte zu überwachen.

Wie dies gelingen kann, bleibt offen. Auch Shimon Glick wusste nur allgemeinen Rat. Der bloße Appell, externe Institutionen zu etablieren, wie ihn der Nobelpreisträger Paul Berg auf einer zweiten Asilomar-Konferenz vortrug, die sich wie schon eine Vorgängerin ein Vierteljahrhundert zuvor mit den ethischen Herausforderungen des wissenschaftlichen Fortschritts befasste, erscheint naiv angesichts realer Bedrohungen des Bioterrorismus und mikrobiologischer Kriegsführung, denen sich zuletzt der Staat Israel ausgesetzt sieht. Der Geist ist aus der Flasche heraus. STEPHAN SAHM